

Frankenberger Tageblatt

Begründet 1842

Bezirks-Anzeiger

69. Jahrgang

Amtsblatt für die königliche Amtshauptmannschaft Aöha, das königliche Amtsgericht und den Stadtrat zu Frankenberg i. Sa.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Rohberg in Frankenberg i. Sa. Druck und Verlag von E. G. Rohberg in Frankenberg i. Sa.

Bestellen an jedem Montag abends für den folgenden Tag. Bezugspreis vierteljährlich 1 M 50 P, monatlich 60 P. Kridersohn extra. — Einzelnummern laufenden Monats 5 P, früherer Monate 10 P. — **Bestellungen** werden in unserer Geschäftsstelle, von den Böden und Ausgabestellen, sowie von allen Postanstalten Deutschlands und Oesterreichs angenommen. Nach dem Auslande Versand wöchentlich unter Kreuzband.

Wachstumsanzeigen sind rechtzeitig aufzugeben, und zwar größere Inserate bis 9 Uhr vormittags, kleinere bis spätestens 11 Uhr mittags des jeweiligen Ausgabetales. Für Aufnahme von Anzeigen an bestimmter Stelle kann eine Garantie nicht übernommen werden. — 51. Telegramme: Tagblatt Frankenberg-Blatt.

Anzeigenpreis: Die 6. resp. 7. Zeile oder deren Raum 15 P, bei Beleg-Anzeigen 12 P; im amtlichen Teil pro Zeile 40 P; Eingelände im Redaktionsbüro 35 P. Für schwierigen und unleserlichen Satz 40 P; für Wiederholungsdruck Ermäßigung nach feststehendem Tarif. Für Nachweis und Offerten-Aufnahme werden 25 P. Extragebühr berechnet. Inseraten-Aufnahme auch durch alle deutschen Annoncen-Expeditoren.

Neues Neu

läuft von der Weite weg

Das königliche Probiantamt Chemnitz.

Finanzminister und Staatssekretär.

(Von unserem Berliner politischen Mitarbeiter.)

Bei dem jüngsten Wechsel im preussischen Finanzministerium hat es nicht an Stimmen gefehlt, die der Ansicht Ausdruck gaben, daß der Rücktritt des Freiherrn v. Rheinbaben nicht in letzter Linie auch darum erfolgt sei, weil es zu Reibungen mit dem Staatssekretär Bermuth gekommen sei, und daß Herr v. Bethmann-Hollweg lieber Herrn v. Rheinbaben habe gehen lassen wollen, als sich von dem Staatssekretär Bermuth, den er aus jahrelanger Arbeit im Reichsamt des Innern gut kannte, zu trennen; denn Herr v. Rheinbaben übte weit über sein Ressort hinaus, und schon durch dieses allein, einen sehr starken Einfluß auf die Entwicklung der Dinge in Preußen, wie auch im Reich aus, und es ist menschlich begreiflich, daß der Leiter der Staatsgeschäfte nicht gern eine Persönlichkeit neben sich hat, die in der Lage ist, unter Umständen seinen Plänen und Wünschen entgegenzuarbeiten. Wenn jetzt angegeben wird, daß Herr v. Rheinbaben die Gelegenheit ergriffen habe, sich auf das von ihm seit Jahren gewünschte Oberpräsidium zurückzuziehen, so widerspricht das dem keinesfalls. Der Finanzminister war eben schließlich doch seines Amtes, das er so viele Jahre verwaltet hat, überdrüssig geworden.

Leicht hat es der jetzt ausgeschiedene seinen Kollegen nicht gemacht, er hielt energisch die Taschen zu und auch im Reich wußte er seinen Willen geltend zu machen. Zwar hat man einen Staatssekretär des Reichsfinanzamts, gleichwohl dominierte aber seit langen Jahren der Einfluß des preussischen Finanzministers, und darum hatte sich seinerzeit Herr Sydow bei Ernennung zum Staatssekretär die Verusung zum preussischen Minister ohne Portefeuille ausbedungen, um bei den Sitzungen des preussischen Ministeriums in Finanzsachen gegenüber Herrn v. Rheinbaben sich durchzusetzen. Ueberhaupt

ist der preussische Finanzminister weit besser daran, als sein Kollege im Reich, ganz abgesehen von seiner perlusträr besseren Stellung. Der Staatssekretär steht unter dem Reichskanzler, der preussische Ministerpräsident ist aber nicht der Vorgesetzte der übrigen Minister, sondern nur der Erste unter Kollegen, so daß es dahin kommen kann, daß ein Staatssekretär, der — beispielsweise wie heute noch Herr v. Leipzig — preussischer Minister ohne Portefeuille ist in Preußen Kollege des als Ministerpräsident fungierenden Reichskanzlers ist, während er im Reich dessen Untergebener ist. Auf den Etat läßt in Preußen der Finanzminister, wenigstens zu den Zeiten eines Riquets und des Herrn v. Rheinbaben, einen, wenn nicht den bestimmenden Einfluß aus, und die übrigen Ressorts sind bisher mehr oder weniger in seine Hand gegeben. Anders im Reich. Hier hat der Staatssekretär nur einen sehr geringen Einfluß auf die übrigen Ressorts, er hat ja auch keine selbständige Verantwortlichkeit, und bei Differenzen, die im Hinblick auf sein Amt nicht allzuleiten sein mögen, gibt es kollegiale Beratung, wie im preussischen Staatsministerium, sondern der Reichskanzler hat eventuell die Entscheidung.

Andererseits wäre es durchaus angebracht, wenn dem Staatssekretär ein maßgebender Einfluß zugebilligt würde, und in dieser Hinsicht könnte es zwei Wege geben: entweder der Staatssekretär ist zugleich preussischer Finanzminister — ähnlich wie der preussische Kriegsminister die Geschäfte eines Reichskriegsministers besorgt — oder aber man koordiniert den Staatssekretär in Fragen seines Ressorts dem Reichskanzler, in dem man ihm so gegenüber seinen anderen Kollegen eine hervorragende Stellung gibt. So leicht läßt sich allerdings diese Frage nicht lösen, jede der beiden Lösungen würde gewisse Unzulänglichkeiten mit sich bringen. Vielleicht kommen wir aber doch noch einmal dahin, daß ein bereits bei Gründung des Reiches erhobener und in vier Jahrzehnten noch immer nicht erfüllter Wunsch sich verwirklicht, die

Schaffung eines Reichsministeriums, gegenüber dem gewisse Bundesstaaten, insbesondere Preußen, keinen derartigen Einfluß mehr ausüben können, wie dies bisher der Fall war.

Oertliches und Sächsisches.

Frankenberg, 6. Juli 1910.

Peter Wolgger und die Lebensmittelteuerung.

„Ich wundere mich“, schreibt Wolgger im „Freigarten“, „über die Leute, die sich über die Teuerung wundern. Wenn niemand mehr Bauer sein will, so ist die Teuerung der Lebensmittel doch selbstverständlich. Wenn die Lebensmittel schaffenden Leute immer weniger werden, wenn andererseits die Bevölkerung immer wächst, wenn die Leute alle essen und trinken wollen, möglichst viel und gut essen und trinken, wie so sollen da die Nahrungsmittel nicht teurer werden? Die Industrie schafft Geld, aber nährt niemanden, der Handel bringt ebenfalls Geld und ernährt niemanden. Er verteuert die Sachen. Die Nahrungsmittel werden durch Zoll verteuert, ohne daß der Zoll unsere Landwirtschaft genügend schützt. Und die eingeführte Nahrung wird verteuert, je mehr wir davon brauchen und je weniger im Auslande an Nahrungsmitteln erzeugt wird. Denn auch im Auslande steigert sich das Nachwertsziehen und drängt die Landwirtschaft zurück. Alles, alles leidet nach Geld, nur nach Geld; es ist ein wahres Wunder, daß man für Geld überhaupt noch Nahrungsmittel zu kaufen kriegt. Je mehr Geld es gibt, je weniger ist es wert. Man will gleichzeitig viel Geld haben und billige Lebensmittel, das ist ja dumm! Das kann's nicht geben. Könnte man nicht sagen: Geldüberfluß ist eine Ursache der Teuerung? oder auch: Teuerung ist ein Zeichen, daß viel Geld zirkuliert? Unsere Geldjäger werden einmal ganz kurios enttäuscht werden; wenn das, woran sie ihr ganzes Herz gehängt haben, plötzlich entwertet ist. Es kann unser Land eine Wüste werden, in der man trotz allen Goldes verhungert. Mir wird oft bange, wenn ich im Lande wandere. Ueberall wachsende Bevölkerung,

Marga.

Familienroman von E. Erone.

Ein unbewusstes Verlangen, mit allem zu brechen, was ihn gequält, die martierenden Gedanken zu erschüttern und ein neues Dasein auf festem Grunde zu beginnen, stieg in Hannibal auf. Allein — um die Zukunft auf Vernunft anzubauen — dazu gehörte vor allem die noch zum Reiche der Träume hinüberführenden Brücken hinter sich zu verbrennen, daß kein Rückzug möglich sei.

Und warum sollte er das nicht thun? War ihm etwas geblieben, was wert zu pflegen war?

Nein!

Baron Hannibal ließ seine Hand über Stirn und Schläfen gleiten.

„Fräulein Fanny“, begann er langsam, als gehörte er einer Nacht, der er tastend, schrittweise nachging. „Wenn ein Mann um eine Frau wirbt — sie fragt, ob sie vereint mit ihm durchs Leben gehen will — dann setzt er voraus, daß diese tragende, vergebende, ausgleichende Liebe ihr Herz erfüllt. — Von mir wäre es verneinend, zu glauben, daß ich imstande gewesen, dieses Gefühl in Ihrem Herzen zu erwecken — ich besitze keine Eigenschaften, die mich zu einer solchen Annahme berechtigen, und doch frage ich Sie jetzt: Wollen Sie mein Weib werden? Gemüht Ihnen die Treue, die ich Ihnen entgegen bringe, und die Versicherung, daß meine fortgesetzten Bestrebungen Ihrem Glück, Ihrer Zufriedenheit gewidmet sein sollen, um das Los mit mir zu teilen, das Beharrlichkeit und Arbeit befestigen sollen?“

Fanny hatte den Kopf gesenkt, als suchte sie in den sternsunkelnden Wellen eine Antwort auf diese jetzt unvermutete Frage. Ein kurzes Hören — dann richtete sie sich hastig auf, als wollte sie eine unwillkommene Mahnung abschütteln.

Mit ruhiger Gelassenheit richtete sie Hannibal die Hand.

„Ich vertrete Ihren Worten. Im Uebrigen — sind wir ja beide nicht sentimental.“

Kein Rächeln, kein Zischen des Glases, des stummen Ergriffenheits, dem ein laut gesprochenes Wort rau und scharf klingt.

Ein letzter Händedruck befestigte den Bund, der unter 10 eigenartig früheren Vorzeichen geschlossen wurde, dann führte Hannibal die Braut den Eltern zu.

Gleichwohl, Amarmungen, selbst die Thränen in den glückstrahlenden Augen der Baronin, wurden mit derselben Fassung entgegengenommen, die beide keinen Augenblick verfließen hatte. Erst als Baron Hannibal allein in seinem Zimmer war, kam ihm die Tragweite des Ereignisses zum Bewußtsein.

Er öffnete das Fenster, als würde ihm das Kinn schwer bedrücken, die ihn verwirren — die er jetzt nicht hegen

durfte, schoben sich daswischen. Sie kehrten immer wieder, ohne sich um die unwilligen Mienen des tiefersten Geschicks zu kümmern. Wie abwehrend streckte Hannibal die Hand gegen die anstürmenden aus, aber der wilde Reigen nahm ihn trotzdem in die Mitte, und laut aufstöhnend lehnte er den Kopf an das Fenster, mit dem heißen Begehren: Jetzt vergehen — verwehen! Ein Gnadenakt der fahrenden Willkür, dem Kommenden entrinnen zu können!

Die junge Braut stand unterdessen vor dem großen Ankleidespiegel in ihrem hell erleuchteten Zimmer.

Mit prüfenden Blicken betrachtete sie die eigene Erscheinung. — Als unerbittliche Richterinnen ihrer selbst, schätzte Fanny den Kopf.

Der Wuchs — die Haltung war tadellos, das Blasse, etwas schmale Gesicht nicht uninteressant, aber keineswegs instande, für sich sonst einzunehmen. Die Zähne unausgesprochen, die Farbe bleich, ohne Färbung.

Etwas wie Traurigkeit legte sich um den Mund, der zu groß war, um schön genannt zu werden, und zu ernst, um mit dem sorglosen, hoffseligen Rächeln der Jugend vertraut zu sein.

Fanny löschte die Lampen, schmeigte sich in die Sophaecke und schloß die Augen.

„Ich habe es ja gewollt“, flüsterte sie und drückte die Hände gegen die pochenden Schläfen.

Wahres Kapitel.

Die zehn vergangenen Jahre hatten auch in dem Pfarrhause an der Halde ihre Spuren hinterlassen.

Zwar trug Pastor Diebler sich noch ungebeugt, der Kopf sah lähn und gerade auf den breiten Schultern und in den Augen blühte es von Geist und Leben; aber auf das volle Haar war der Schnee gefallen und um den Mund hatte ein ungewöhnlicher Zug sich eingegraben, der Hauch eines krummen Ringens, der dort nicht zu sehen gewesen, als der kraftvolle Bierziger an jenem sonnigen Sommermorgen, mit seinem jungen Schutzbefohlenen durch die Halde schritt.

Auch Tante Ulla fand man noch an ihrem gewohnten Platz am Fenster im Wohnzimmer, allein die zerliche Frauengehalt war noch kleiner geworden, die fremdblickigen Augen schienen weisfremder drein, und manchmal sanken die flehigen Hände müde in den Schoß — die Kräfte gingen an, sich gegen den beharrlichen Willen aufzulehnen.

Draußen lag der Oktobernebel über Feld und Moor.

Ein fahlgelber Schein verriet wohl, daß die Nachmittags-sonne dahinter stand, aber selbst das laubigste Auge konnte die Umrisse der nächstliegenden Gebäude nicht untergehen und der hellere Schrei einer heimwärts fliegenden Krähe klang gepfeifig herab aus der unbedeckten Luft.

In dem altmodischen Wohnzimmer des Pfarrhauses war es warm und behaglich. Im Ofen loderte ein ansehnliches Feuer und ein frischer Duft von Bratpfeln zog durch den Raum, wie seit einer langen Reihe von Jahren, wenn Herbst und Winter sich brannten auf der Halde um die Herrschaft stritten.

„Was schreibst du denn Marga, Hans?“ fragte plötzlich Tante Ulla und hielt mit dem Stricken inne.

„Es geht ihr gut“, antwortete Pastor Diebler, ohne von dem Schriftstück aufzublicken, das vor ihm auf dem Tische lag.

„Kommt sie bald nach Hause?“

„Das weiß ich nicht, Tanten, das hängt noch von mancherlei ab.“

Die alte Dame seufzte. — Die Wartzeit war lang, aber das Leben hatte sie gelehrt, die Ungebud zu weitem und so wandte sie dem Zwielicht der Strickzeug die ungeteilte Aufmerksamkeit wieder zu, die das Fragen einen Augenblick unterbrochen hatte.

Der Hausbald stand selbstbewußt vor der Eingangstür und krächte leise so laut, daß „Blenda“, die weiße Kage, die im Fenster neben ihrer Herrin schliefend lag, erschrocken aufschau.

„Kümmere dich nicht um den Muck, Blenda“, er schwach. Heute kommt niemand; dazu gegen Abend. Jeder ist zufrieden, der dem Nebel entgehen kann.“

Eine Stricknadel glitt beruhigend über Blenda's Rücken, die auch gleich die Augen schloß, um schnurrend den Traumchen weiter zu spinnen.

Tante Ulla dagegen schien heute besonders von unruhigen Gedanken heimgesucht zu sein.

„Ich sorge mich doch um die Marga“, begann sie nach einer längeren Pause.

„Dazu ist gar kein Grund, liebes Tanten. Es geht ihr wirklich gut“, wiederholte Pastor Diebler noch einmal.

Jetzt legte er jedoch die Feder bei Seite und wandte sich der alten Dame zu.

„Ihr letzter Brief ist frohlicher als sonst. Sie fühlt selbst, daß sie bemerkbare Fortschritte macht und ist guten Muts. Du kannst ganz ruhig sein. Dem Kinde ist nichts passiert.“

Dies letztere bezog sich auf die Abnungen, die eine große Rolle in dem eng begrenzten, abgeschlossenen Frauenleben spielten und meistens beunruhigender Natur waren.

„Vielleicht kommt sie in Weihnachten nach Hause“, fuhr der Pastor fort. „Sie hat dieses Jahr den Herbst besser vertragen, als seit langem. Der Sommer hat ihr gut gethan, und sie behauptet, so viel erlebt zu haben, daß sie für die Wiebergabe Wochen gebrauchen wird. Ihr Studium betreibt sie fleißig und erweist immer dauhbare an, welche schöne, herrliche Gabe ihr verliehen worden ist. Das ist der Hauptinhalt des letzten Schreibens.“

(Fortsetzung folgt.)